GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Feminismus als Streitkultur

Eckart, Christel

2007

https://doi.org/10.25595/654

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eckart, Christel: *Feminismus als Streitkultur*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 25 (2007) Nr: 1, 95-97. DOI: https://doi.org/10.25595/654.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2007-0110

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

mus in ihren vielfältigsten Manifestationen. Ein Feminismus, der zu diesen Fragen nichts zu sagen hat, ist in der Tat ein Feminismus, der seinen Platz in der Geschichte und nicht in der Gegenwart hat. Zugegeben: Niemand wird all diese Themen und Probleme in einem Zug schultern können, in der Theorie nicht und in der Praxis schon gar nicht. Doch dass die Zukunft eines erfolgreichen Feminismus ein Spartenprojekt sein kann – das ist mit Fug und Recht zu bezweifeln.

Literatur

Dorn, Thea 2006: *Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird.* München: Piper

Harding, Sandra 1994: *Das Geschlecht des Wissens.* Frankfurt/Main: Campus (engl. 1991)

Christel Eckart

Feminismus als Streitkultur

»Man hat heute die Wahl. Wir sind die erste Generation, die nicht mehr um die Gleichberechtigung auf dem Papier kämpfen muss, nur um ein eigenes Selbstverständnis.« In einem sympathisch reflektierten Selbstbewusstsein formuliert die knapp 30jährige Schauspielerin Sandra Hüller (»Requiem«) ihre Ansicht zur Forderung der ZEIT (28.8.2006): »Wir brauchen einen neuen Feminismus«. Mit den Erfahrungen ihres Erfolgs als Schauspielerin will Sandra Hüller nun eigene Wege gehen. Sie möchte nicht mehr die Frauenfiguren spielen, die in den von Männern konzipierten Dramen immer an den Punkt kommen, »wo sie sich nicht mehr entscheiden können für ihr eigenes Wohl«. Sie würde gern mal eine »ruhige, klare Frau spielen. Eine, die nicht stirbt. Eine richtige Heldin, die selbst über ihr Schicksal bestimmt, die am Leben wächst.« Dazu gehört für die Schauspielerin, die Trennung von öffentlichem, professionellem Auftritt und das Abtreten in die Privatheit selbst bestimmen zu können: »einfach in Würde antreten und wieder abtreten«. Vorbilder, denen das nach ihrer Ansicht gelingt, sind für sie Meryl Streep und Cate Blanchett: »Die ziehen sich mal eben ein tolles Kleid an, lassen sich darin fotografieren, und dann gehen sie wieder heim« zu ihren Kindern und in ihren Garten.

Diese erfrischend alltäglichen Ziele und Wünsche nach eigener Privatheit bin ich geneigt für eine feministische Tradition zu vereinnahmen, in der Frauen miteinander Ausdruck für ihre Wünsche der Lebensgestaltung suchen, für ihre Kreativität und Stärkung gegen die Fesselung von Möglichkeiten und die Behinderung von eigenen Potenzialen. Diese Tradition legt Wert auf die Unterschiede zwischen Frauen und bestärkt sie in ihrer individuellen Emanzipation. Dieser Feminismus hat seine Definition nicht allein in der Rebellion gegen männliche Vormacht und Privilegien. Er verfolgt eigene Ziele aus dem Lebenszusammenhang von Frauen und stößt dabei »natürlich« auf männliche Widerstände. Dass der Widerstand immer wieder so heftig ausfallen kann, wie gegen Frauen auf dem Weg in machtvolle berufliche oder politische Positionen und dabei nahezu archaische Affekte an die Öffentlichkeit spült, das ist intellektuell schwer erträglich, wenn man an einem Prozess von Aufklärung durch Argumente beteiligt zu sein glaubte.

Redundant wie die berechtigte Em-

pörung gegen grobschlächtige männliche Selbstbehauptung ist die Abgrenzung gegen einen »alten« Feminismus, der solche Strategien mit Kritiken an »patriarchalen« oder »männlich hegemonialen« Strukturen beim Namen zu nennen sucht. Die Abgrenzung von Vorkämpferinnen und Vordenkerinnen gehört in Berufen des Journalismus und der akademischen Wissenschaft als gängiges, unoriginelles Instrument zu einem Handwerk, in dem Originalität und Neuigkeit die eigene Bedeutung und den eigenen Erkenntnisfortschritt unter Beweis stellen sollen. Das in diesem Zusammenhang grob stilisierte »Vorher« oder »Bisher« eines alten Feminismus wird getragen von einem »institutionellen Vergessen« (Mary Douglas), das den Erfolg des Feminismus begleitet. Dieser Erfolg, z. B. in der Bildungsbeteiligung, der öffentlichen Sichtbarkeit und der individuellen Lebensführung von Frauen, lässt die Erfahrungen, die Anlässe von Kritik und Widerstand waren, die Konflikte in persönlichen Beziehungen, die unvorhersehbare Ausweitung der »Kampfzonen« im öffentlichen und privaten Bereich und den Mut zum Experiment und zu vorbildlosen Lebenswegen aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden.

Die ausgreifenden Utopien einer entfalteten weiblichen Subjektivität, die ohne einen Komparativ zu Männern ein eigenes Begehren formulierten, werden in konventionellen Beschreibungen der »Verbesserung« der sozialen Situation von Frauen oder dem Beklagen eines »Immer-noch-nicht-Erreichten« unter überkommenen Maßstäben begraben. Die »weibliche Freiheit« als Inhalt eines eigenen, autonomen politischen Projektes sollte in der Konsequenz zu offenen und gerechten Beziehungen von Frauen und Männern führen (so formulierte es die italienische Gruppe Diotima 1989). Das sind energievolle Begriffe, die so gar nichts von Opferdiskurs und dem Mantra der Vereinbarkeitsproblematik an sich haben. Entgegen den Klischees vom »alten Feminismus« haben diese Ziele im wirklichen Leben doch Eindruck hinterlassen. Nach der Shell Jugendstudie von 2006 steht, wie schon in den Jahren zuvor, die eigene Mutter auf dem ersten Platz der wichtigen Vorbilder für Mädchen. Das sind wohl nicht die Powerfrauen der F-Klasse in den Berufskarrieren, sondern eher die vielseitigen Lebensarrangeurinnen, die sich Handlungsspielräume schaffen und gestalten.

Die Veränderung der Lebensformen von Frauen ist im vollen Gange, und sie setzt weiteren gesellschaftlichen Wandel in der Gestaltung des Privaten in Bewegung. Die jungen Frauen von heute gehören zu einer Frauengeneration, die im Vergleich zu den früheren am besten ausgebildet ist, und sie haben entsprechende Ansprüche an ihr berufliches und privates Leben und damit auch an eine neue Lebensweise von Männern. Durch die äußere Angleichung ihrer Lebensführung an die von Männern bringen Frauen das bisherige Geschlechterarrangement heftig ins Schaukeln. Frauen sind in der Öffentlichkeit als Praktikerinnen von verschiedenen persönlichen Lebensformen unübersehbar. Verlustängste und Furcht vor neuen Anforderungen, wie private persönliche Beziehungen zu bilden seien, begleiten diese Art der »Individualisierung«. Real ist die Furcht vor dem Verlust traditioneller Privatheit in der Familie, selbst wenn sie nur ein Bild war, denn es fehlen neue Bilder. Real sind aber auch die vielfältigen praktischen Versuche, unkonventionelle Lebensformen zu erproben und verlässliche persönliche Beziehungen jenseits der »Heteronormativität« zu leben. Aus den Erfahrungen dieser praktizierten, nichtkonventionellen Kulturen von Intimität und fürsorglichen Beziehungen – Freundschaften, nicht-eheliche, gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Lebensgemeinschaf-

ten mit Kindern, von aktiven Vätern u. a. – sind die Ansprüche an die politischen Regelungen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens zu formulieren, die eine selbstgewählte Lebensgestaltung ermöglichen sollen.

Dieses Ziel hatten bisher alle feministischen Bewegungen. Viel Energie und Substanz ihrer Vorstellungen bezogen sie aus der Umgestaltung des Privaten. Die Bewegung der 70er Jahre hat radikal individualistische, sexualpolitische Anliegen der Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder formuliert, und sie hat laut gegen die Monokultur der Arbeitsgesellschaft Widerspruch erhoben. Von dieser Gesellschaftskritik ist nur noch selten die Rede. Im Vordergrund steht nun der sichtbare und spürbare Wandel der individuellen Lebensführung. Die traditionelle Bindung der Frauen an Ehe und Familie hat dem Anspruch einer Pluralisierung der Lebensformen Platz gemacht. Sexualität hat viele Ausdrucksformen, die Entscheidung, ein Kind zu bekommen, großen Spielraum gewonnen. Diskussionen um die Gestaltung von Privatheit und persönliche Lebensformen in die politische Öffentlichkeit zu bringen, ist ein vordringliches Ziel feministischer Politik. Es ist Teil des Kampfes um die Deutungsmacht dessen, was als politisch, als »Angelegenheit von allgemeinem Interesse« anerkannt wird. Die Bedingungen der Berufsarbeit, der ökonomischen Existenzsicherung und der Verteilung fürsorglicher Arbeit bleiben Gegenstand des politischen Streits um Recht und Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis und in der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit. Mit den gründlich veränderten Lebensweisen von Frauen werden weitere persönliche Beziehungen aus der Privatsphäre Gegenstand öffentlicher Diskussion. In diesem Streit müssen Ziele und Maßstäbe für die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen zur einfallsreichen Gestaltung der Geschlechterverhältnisse formuliert werden, die starke fantasievolle Vorstellungen davon ausdrücken, wie wir leben wollen – gegen die verödende Tendenz zur Ökonomisierung aller Lebensbereiche und eine entwürdigende Politik von »Arbeit hat Vorrang«. Dazu gehört die Zeitpolitik. Darin hatten Frauen historisch immer eine Vorreiterinnenrolle – wenngleich nicht immer freiwillig. Zeit gestalten heißt Beziehungen gestalten, eigene Prioritäten setzen. »Ab jetzt will ich machen, was gut für mich ist«, sagt Sandra Hüller unter der Überschrift des neuen Feminismus.

Auf der symbolischen Ebene sind Frauen in der Öffentlichkeit präsent wie nie zuvor. Jetzt müssen sie substanzielle Inhalte kontrovers zur Sprache bringen. Feminismus als Streitkultur hat eine lange Tradition.

Ute Gerhard

Feminismus heute?

Dass wir einen *neuen* Feminismus brauchen, wer könnte etwas dagegen haben als die Ewig-Gestrigen? Welche Feministin wollte diese Forderung nicht begrüßen, ja, mit Rat und Tat unterstützen? Erst recht angesichts der kulturellen und politischen Rückständigkeiten einiger bundesrepublikanischer Politiker, Kirchenfürsten und medialer Meinungsmacher, die jüngst im Zusammenhang mit der Debatte um den Geburtenrückgang und die fehlenden Einrichtungen für